Der Charlie.

Ein Viertelstündchen beim Barbier.

Well die schlimmste Kält scheint mir hinter uns zu habe .... unse mir nor den einzigste Fähwer un frage Sie nit, ob mir's helfe genug iß. Heut kennte Sie ja die Kwestschen riste, biekahls weil ich in dem Ei-bohnt-lehr-mut bin — aber vorig Jahr hat mich einer des gefragt, wo ich grad e Graubsch gehabt hab .... well, wie er mein Schapp verlasse hat, hat er ausgesehe wie e Päbbsch in eme Träbdingstämpbuch, wo zwischedrin e paar Stämps fehle — ich hab nämlich kei Kohrtpläster mehr gehabt un hab instett griene Träbdingstämps gejuhst auf jeden Kott.

Wolle Sie sich denn bei der Hieht rielliek schähwe lasse? Es hat doch Zeit bis morge; ich bin heit nit im Mut zum Arbeite. Ich hab mir da e paar Pehrs hole lasse und hab se in den Eiswasserkühler gelegt — die sinn fein un kalt nau. Hawe Sie eine an mich un lasse Sie uns e Bische tahke.

Mir iß da nämlich e fonnieh Ding passiert: ich bin hohmsick geworde dorch e wormige Pehr. Da iß vorhin die Aeppel-Mahrie vorbei gekomme un ich hab ihr e halbes Dossen Pehrs abgekauft, biekahs weil ich grad e Lounging dafier gehabt hab.

Un wie ich die erst Pehr aufgeschnitte hab, war e Worm drin — un auf einmal hab ich an meiner Grandmotter ihren Pehrtrieh denke misse, der hat jedes Jahr dick voll Pehrs gehängt un e jedie Pehr war wie die, wo ich da in der Hand gehalte hab — — — wormig. Aber sell war allreit; dessentwege habese doch gut getäß't, biekahs weil se von meiner Grandmotter ihrem Pehrtrieh ware. Wenn ich heut noch emal so e wormige Pehr esse kennt....

Un dabei iß mir e Stick Poetrieh eingefalle, en Song vom alte Birebaam:

Hinner uns'rer Gartehek
Uf dem Bänkche in der Eck,
Zwischen Sträuch un Planke
Sitz ich stundelang alleen,
Un loß so spaziere geh'n
Allerlei Gedanke.

S'scheint so warm die Frühjohrs-Sunn,
Un voll rote Blüte schun
Stehn die Aprikose,
Uewer Nacht kriegt wie im Traam
Gar der alte Birebaam
Blüte, weiß wie Schlooße.

O, wie oft schun, seit mer's denkt,
Iß der Baam voll Blüte g'hängt
Un dernooch voll Bire.
Manchmol aach e kalte Nacht
Hot sei(n) Blätter welke g'macht,
Un die Blüt' verfriere.

Un derweil, wie's halt so geht,
Mit der Zeit, mit Freud un Leed
Bist du ewe worre,
Wie ich selwer akkurat
— Gelt, mein(n) guter Kamerad —
So en alter Knorre.

Aber 's Holz drin iß noch g'sund,
Un in so're Frühjohrsstund
G'schieht als noch e Wunner;
Mir is' jung um's Herz — un du,
Alter, nickst un streust derzu
Blüte uf mich 'runner!

Un da bin ich hohmsick geworre — nach dem alte Bierebaam — vor drei Jahr hat m'r e alti Tant geschriebe, sie hätten umhaue misse, biekahs weil er ganz morsch geworte war un nix mehr getrage hätt wie nor Wiermer ohne Pehrs.

Ja so geht's in der Welt: erst Biere ohne Wiermer, nacher Biere mit Wiermer, un im Ende Wiermer ohne Biere.

Ich meecht garnit mer nieber in des kleene Nest un in des Bauerehäusche, wo mei Grandmotter gelebt hatt — 's iß nix mehr davon da: instedd von dem Nest iß jetz e Taun, im Pläbs von dem Farmhaus steht perhäps e richtiges Haus. Mei lieber alter Bierebaam iß fort un mei Grandmotter iß aach schon lang fort. Such iß Leif .... aber ich hab en Weg, des Leif zu schiete: ich geh nit mehr nieber un bild mir selber ein, daß driebe noch alles so iß, wie es war — — —.

Mähblelief iß alles in der Welt. Es iß o Sinn en Andere zu schiete, aber sich selber kann m'r vormache, was eim pliest — nit? Sell tut kein Mensche en Harm, nit emal eim selbst, biekahs weil's eim freut, wenn mer denkt, es kennt alles so sein, wie es nit iß.

Nemme Sie noch e Pehr an mich? Seie Sie nit bäschkull, ich geb gern ... säh: sechs fier en Kwahrter, sell werd ich doch noch ständе kenne. Un wenn Sie wieder en freudliche Tahk habe wolle mitaus e Schähf un nor ieber die alt Heimat, dohnt schenier juhrself. Sie sinn immer wellkomm. Next!

Die lieben Freunde.

Die Engländer und die amerikanischen Milizen.

Die Engländer machen sich über die amerikanischen Milizen lustig. Ueber ihren Mangel an Begeisterung, über ihre unzulängliche Ausrüstung.

Die Engländer haben's nötig!

Sie, deren Patriotismus weder durch die Not ihres Landes, noch durch die Lage ihrer Verbündeten, weder durch freundliches Zureden, noch durch ernste Drohungen stimuliert werden konnte. Die jämmerlichen Drückeberger, die erst durch das allgemeine Wehrpflichtgesetz zur Verteidigung ihrer Scholle gezwungen werden konnten. — Sie haben's nötig, über die amerikanischen Mundpatrioten zu richten!

Und die Unzulänglichkeit der Ausrüstung! Ist unser Mangel nicht ihr Ueberfluß? Wäre die amerikanische Armee nicht glänzend versorgt, wenn die ungeheueren Vorräte an Kriegsmaterial ihr zugute gekommen wären und nicht den Engländern? Wir hätten dann hier allerdings weniger Prosperität, aber bessere Preparedneß .... und ein ruhigeres Gewissen gehabt.

Aber das ist ja die Perfidie der Engländer: sie nützen und mißbrauchen die anderen und verlachen sie obendrein; sie setzen sich über ihre eigenen Fehler und Laster hinweg und verdammen sie an ihren Nebenmenschen. Undankbarkeit und Heuchelei sind die hervorstechenden Eigenschaften des britischen Nationalcharakters.

Kurz nach der Mobilisierung der Milizen in den Grenzstaaten schrieb die Londoner „Morning Post“: „Die Vereinigten Staaten erhielten eine anschauliche Lehre über die völlige Unzulänglichkeit der Miliz als Mittel zur Landesverteidigung. Obgleich die Miliz von Neu-Mexiko, Arizona und Texas vor zehn Tagen an die Grenze befohlen wurde, hat sich noch nicht ein einziger Milizsoldat bei General Funston eingestellt. Auf dem Papier haben die drei Staaten eine Streitmacht von 4000 Mann, aber die Stärke der Kompagnien und Regimenter besteht nur auf dem Papier. Die Verbände sind schlecht ausgerüstet, viele der Leute sind körperlich untauglich, während andere sich weigern, zu beschwören, während der vollen Dauer ihrer nominellen Einstellung bei den Fahnen zu dienen. Die Bemühungen, die Truppenteile auf Kriegsstärke zu bringen, stoßen auf viele Schwierigkeiten. Die Leute sind natürlich unausgebildet und für den Felddienst wertlos.“

Wo hat das Kitchener Heer bewiesen, daß es besser ausgebildet und tauglicher ist als die amerikanische Miliz? Das Kitchener-Heer, das von Kopf bis Fuß von amerikanischen Lieferanten ausgerüstet wurde. Wo hat es seinen Wert bewiesen? Bei der großen Offensive auf allen Fronten hat ein Teil völlig versagt: das Kitchener-Heer. Nach zweijähriger Ausbildung. Und die machen sich über die amerikanische Miliz lustig!

Wir kennen die Schwächen unserer Miliz und sind gegen ihre Fehler nicht blind. Wenn ein Regiment sich weigert, den Zug zu verlassen und sein Lager zu beziehen, weil es gerade heftig regnet — der Fall ist wirklich von General Funston gemeldet worden — dann ist das bedauerlich, beweist das Fehlen der Disziplin und des Pflichtbewußtsein, zeigt den Mangel jeglichen soldatischen Gefühls. Aber das sind Ausnahmefälle. Im allgemeinen ist bei der Miliz der gute Wille in demselben Maße vorhanden, wie er den Engländern fehlt.

Und noch eins: wenn dem Lande wirklich Gefahr droht, wenn der Präsident Freiwilligen verlangt, wird er sie hier auch ohne allgemeine Wehrpflicht bekommen, und dann wird es keine zwanzig Monate dauern, bis die Freiwilligen ausgebildet und bessere Soldaten sind als die Engländer überhaupt jemals werden können.

Die haben's nötig, sich über unsere Milizen lustig zu machen!

Die papierene Großmacht.

Deutschlan geistiges Leben im Weltkrieg.

„Die Deutsche Tageszeitung in Berlin hat ihr Geschäftsjahr mit einer Unterbilanz von 87,000 Mark abgeschlossen.“

Diese Meldung des Reuter-Korrespondenten in Kopenhagen ist der N. Y. Times ein Spezialkabel wert; nicht weil diese Meldung irgendwie von Bedeutung wäre für die amerikanische Geschäftswelt; auch nicht weil sie für die Stimmung drüben bezeichnend wäre. Die Schadenfreude der Times hat andere Ursache: die Deutsche Tageszeitung ist das Organ der Agrarier und der unversöhnlichen Britenfeinde und des Grafen Reventlow. Es gibt wenig Männer, die von den Engländern und ihren Spießgesellen so tief gehaßt werden wie Graf Reventlow. Der Graf ist offen und begeistert für den rücksichtslosen U-Bootkrieg eingetreten. Er bleibt fest bei seiner Ansicht, daß der Krieg längst mit der totalen Niederlage der Alliierten geendet hätte, daß ihnen frühzeitig die Munition und Lebensmittel ausgegangen wären, wenn der U-Bootkrieg ohne Gnade und Barmherzigkeit geführt worden wäre — und er ist nicht der Einzige, der diese Ansicht vertritt.

Wir bezweifeln die Richtigkeit der Reutermeldung, Reuter meldet auf Wunsch irgend eine Lüge; aber selbst wenn sie wahr wäre, sie beweist nichts — die Times darf versichert sein, daß das zeitweilige Aufgeben des U-Bootkrieges in Deutschland nicht beliebt ist. Graf Reventlow braucht garnicht für diesen U-Bootkrieg zu agitieren.

Wir bezweifeln die Richtigkeit der Times-Reutermeldung auf Grund der darin enthaltenen Bemerkung, daß die Deutsche Tageszeitung die einzige Zeitung gewesen sei, die in den ersten fünf Kriegsmonaten einen Nutzen aufzuweisen hatte. Ob die Frankfurter Zeitung und die Kölnische, ob der Ullstein Verlag, ob Mosse oder Scherl ihren Gewinn in jener Zeit gegen den der Tageszeitung eingetauscht hätten?

Da wir gerade von der deutschen Presse in der Kriegszeit reden, möchten wir einen Abschnitt des Leipziger Historikers Prof. Walter Goetz aus seiner Schrift: „Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg“ anführen: „Objektive Wissenschaft kann die Presse von Haus aus nicht sein, und ein Ereignis wie dieser Krieg stellt an sie die schwersten Anforderungen. Die deutsche Presse ist, da sie den Straßenverkauf in Friedenszeiten nur in ganz beschränktem Maße kennt, der Sensation sehr viel weniger zugänglich als die französische oder italienische; der Krieg hat dem Straßenverkauf auch in Deutschland stärkere Bedeutung gegeben, aber die meisten und die besten unserer Zeitungen haben sich von der Ausnutzung billiger Sensationen ferngehalten.“ In der Zurückweisung feindlicher Lügen habe man sich auf eine sachliche Haltung beschränkt. Die Kulturleistungen unserer Gegner fänden wie in Friedenszeiten eine unparteiische Erörterung. Dabei ist dem Umstand Rechnung zu tragen, daß die Lage des Zeitungsgewerbes keine leichte ist. Rund 800 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 150 politische, mußten bald nach Ausbruch des Krieges ihr Erscheinen einstellen, und bis zum Frühjahr 1916 stieg die Zahl der eingegangenen Blätter auf etwa 3900. Weit stärker als in Friedenszeiten ist die Presse durch die Mitarbeit wissenschaftlicher und politischer Kenner befruchtet worden. „Daß die gesamte deutsche Presse die Einigkeit und Entschlossenheit der Nation, das felsenfeste Vertrauen zur Obersten Heeresleitung und zur Regierung ohne Schwanken zum Ausdruck gebracht hat, ist sicherlich des höchsten Dankes wert. In die einheitliche Gesinnung und an die Selbstzucht der Presse sind große Anforderungen gestellt worden; aber sie hat sowohl den inneren Burgfrieden musterhaft gewahrt, als sich auch den höheren nationalpolitischen Gesichtspunkten rückhaltlos untergeordnet.“

Nach dem Kriege wird wohl auch die Stellung der amerikanischen Presse im Weltkrieg von berufener Seite beleuchtet werden; dann wird die Zeit gekommen sein die Beweggründe und die geheimen Leiter der amerikanischen Presse rücksichtslos vor aller Welt bloszustellen — jener Presse, die in ihrer Parteilichkeit und Gewissenlosigkeit selbst vor verbrecherischen Handlungen nicht zurückschreckte und dabei zwar gute, aber nicht gerade ehrenhafte Geschäfte machte.

Die lustige Landwehrfrau.

Der Sängerkrieg von Nürnberg und Lille.

Eine lustige Landwehrfrau, die über die ernsten Zeiten nicht den Humor verloren hat, schickte dem „Fränkischen Kurier“ in Nürnberg ein kleines Gedicht ein, das sofort Aufnahme fand ..... gegen Frauen muß man galant sein, besonders gegen dichtende Frauen, noch mehr gegen Landwehrfrauen und am allermeisten gegen dichtende Landwehrfrauen.

Und diese Landwehrfrau dichtete nicht übel:

Mein Alter ist schon lang im Feld
Und schreibt auch stets vergnügt,
Besonders, wenn er hie und da
Ein Päckchen von mir kriegt.
Er ist ein seelenguter Kerl,
Tut keinem Katz' was g'leid,
Doch, geht's zum Raufen mit dem Feind,
Nun bin er, wie net g'scheidt
So ist er denn auch ein Barbar,
Muß lachen, ha, ha, ha,
Und ich bin des Barbaren Frau,
Drum heiß' ich Barbara.

Barbara H. in Nürnberg.

Ein Nürnberger, der in einem westlichen Schützengraben bei Lille liegt, las das Gedicht im „Kurier“ und da er gerade eine Gefechtspause und nichts anderes zu tun hatte, setzte er sich hin und dichtete eine Antwort:

Als ich im Schützengraben hier
Jüngst las den „Fränkischen Kurier“,
Kam unter Anderm zu Gesicht
Mir auch ein reizendes Gedicht,
Barbara H. verfaßt es hat,
Aus Nürnberg meiner Vaterstadt.
Warum denn nur, Frau Barbara,
Stand nicht Dein voller Name da?
Neugierig wie ich nunmal bin,
Möcht' kennen ich die Dichterin.
Du zögerst, hoft ich, nicht zu lang
Und füllest meinen Wissensdrang.
Willst Du mir bald ein Kärtchen schicken,
So würdest Du mich hoch beglücken.
Von der Kurier-Expedition
Erfährst Du die Adresse schon.
Im Geiste seh' ich Dich sehr gut,
Du bist lebhaftig, resolut,
Nicht so ein eitler welscher Pfau,
Nein, eine echte deutsche Frau;
Ich kennt' mich auch entzücken d'ran,
Wie Du geschildert Deinen Mann.
So einen, der auf Gott vertraut
Und dann recht kräftig um sich haut.
Ich wünsche, daß zu Deinem Glück,
Er bald gesund Dir kehr' zurück.
Der Barbar zu der Barbara,
Dann lachst Du wieder ha, ha, ha!

Artur Schatz.

Frau Barbara amüsierte sich über die Antwort ihres Landsmannes und Pegasus-Reiters ..... aber die Frage nach ihrer Adresse fand sie einigermaßen keck. Statt dem kühnen Artur die verlangte Adresse zu schicken, antwortete sie ihm mit einer Absage — in poetischer Form ..... das schmerzt weniger:

Ha, ha. — ha, ha, — ha, ha. — ha, ha, —
Wie lach' ich doch von Herzen da!
Ich soll Dir sagen, wer ich bin?
Da gingen wohl so hee und hin
Der Briefchen noch so manche, was?
Mein Alter, der versteht wohl Spaß.
Doch daß mit einem fremden Mann
Sein Weib tänzt zu briefrechseln an,
Erlaubt er nicht, drum nenn' ich Dir
Den Namen nicht, nur dem Kurier.
Daß meine schlichten Verse haben
Gefallen auch im Schützengraben,
Hat mich gefreut, denn weißt, ich bin
Gar keine rechte Dichterin.
So schlicht und einfach sing' ich halt,
Wie's Vögelein in dem grünen Wald;
Und wie Du mich geschildert hast,
Das Feld auch nicht ganz auf mich paßt —?
Nun, wenn der böse Krieg vorbei,
Und ihr daheim seid alle zwei,
Dann lernst Du mich schon kennen auch
Durch meinen Mann, wie es so Brauch.
Bis dahin bleib ich für Dich, Schatz,
Die brave lustige Landwehrfrau!

Damit ist der Lille-Nürnberger Sängerkrieg beendet — Artur hat nicht wieder geantwortet. Er wartet wohl auf den Friedensschluß, um dann die persönliche Bekanntschaft seines Kameraden und der Landwehrfrau zu machen. Möge allen Dreien ein frohes Zusammenkommen beschieden sein.

Republik und Revolutionäre.

Wie Frankreich der Sklave Rußlands ist.

Wir möchten die Herrschaften in Washington auf eine Brutalität, eine Vergewaltigung, einen gemeinen Mord aus Gefälligkeit aufmerksam machen.

Obschon uns die ganze Sache nichts angeht, denn es handelt sich um Russen und Franzosen — deshalb glauben wir in Washington Gehör zu finden.

Es müßte etwas im Namen der Humanität geschehen, Herr Präsident, jener Humanität, deren selbsterwählter Fürsprecher Sie sind. Es handelt sich um einen gemeinen Mord ähnlich dem Baralongfalle; nein, noch weit gemeiner: im Baralongfalle rächte sich eine englische Bestie an deutschen Gegnern — hier ist von Russen und Franzosen die Rede, Freunden und Verbündeten. Im Baralongfall fühlen sich die Schildträger der Humanität nicht bemüßigt die armen deutschen hingemordeten Jungen zu schützen ..... die Washingtoner Humanität reicht nur bis an die englischen und französischen Ufer des Atlantiks.

Und sind es Russen, Russen in Frankreich, die kalten Blutes hingeschlachtet werden — von den Franzosen auf Befehl des Zaren. Und die Humanität sieht das ruhig mit an, als ob es sich nur um deutsche Opfer handelt?

Wir berufen uns nicht etwa auf deutsche Berichte, die absichtlich antirussisch färben, wir legen die Meldung einer russischen Zeitung zugrunde:

Die Petersburger Zeitung Denj berichtet über das Schicksal der russischen Revolutionäre in Frankreich. Nach der Niedertämpfung der großen russischen Revolution im Jahre 1906 flüchteten zahlreiche russische Revolutionäre, die sich in der Revolution als sehr tätig erwiesen hatten, nach Frankreich, um hier vor der politischen Polizei Rußlands sicher zu sein. Sie rechneten um so mehr auf ein Asyl in Frankreich, als dieses doch eine Republik nach ihrem Ideal war. Als dieser Krieg ausbrach, wurden sie jedoch sämtlich in das französische Heer eingereiht, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich noch im wehrfähigen Alter befanden oder nicht. Diese Revolutionäre haben das Glück gehabt zu besonders schwierigen und gefährlichen Unternehmen verwendet zu werden, so daß viele dieser Revolutionäre im französischen Heere mittelbar nun doch für den russischen Monarchismus ihr Leben lassen mußten. Der größte Teil dieser russischen Freiheitsschwärmer ist bereits an der französischen Front gefallen. In diesen Tagen ist einer der bekanntesten und letzten russischen Revolutionäre Alexander Jakowlew bei Verdun gefallen. Jakowlew leitete den großen Barrikadenkampf in Moskau während der kritischen Revolutionstage im Jahre 1905.

Klipp und klar: Frankreich versieht Henkerdienste für den Zaren; es spielt den Nachrichter an den, dem Zaren unbequemen Revolutionären. Wird die Humanität dazu schweigen?

Der Zar wünscht den Tod dieser Leute: es sind Revolutionäre, sind voraussichtlich auch Juden. Doppelt mißfällig in den Augen des hohen Herrn. Die Humanität, die sich der Armenier, Syrier und Belgier annimmt, hat sie nichts, auch nicht ein armseliges Wort des Mitleids für diese auf Befehl des Zaren hingemordeten Männer übrig? Deren Verbrechen das Verlangen nach Freiheit und der Glaube ihrer Väter war.

Die Humanität — Leute mit warmem rotem Blut lachen über das anämische Geschöpf, über diese künstlich aufgepäppelte Homuculi eines trockenen Professorengehirns. Laßt uns nicht mehr von ihr reden.

Der Spekulant.

Den Italienern ist die Vaterlandsliebe Geschäft.

Puccini, Mascagni, Leoncavallo sind in unangenehmer Lage: von etwas muß der Mensch leben, von ihrem geliebten Italia allein können sie nicht leben — darum bemühen sie sich es mit Deutschland nicht zu verderben. Sie hoffen darauf, daß der Michel nach dem Kriege rasch vergißt.

Inzwischen spielen sie sich als gute Patrioten auf, sind es vielleicht auch. Ganz besonders der Leoncavallo, der einst die Ehre genossen hat Hoftomponist des Deutschen Kaisers zu sein — der musikalische Lauff. Sein Roland von Berlin hat einen großen Vorzug: er hat niemals den Weg nach Amerika gefunden, woraus man schließen darf, wie schlecht dieses Werk wohl sein muß.

Leoncavallo hat nun eine Oper aus der Garibaldizeit geschrieben; er glaubte, daß das eine sichere Spekulation auf die Vaterlandsliebe seiner Mitbürger sein würde. Aber gerade in Italien kommt es erstens immer anders und zweitens als man denkt. Beim Leoncavallo wie beim Cadorna — mit dem Siegen geht es nicht so glatt.

Bei dem Leoncavallo ging es sogar noch viel schlechter: seine Landsleute durchschauten ihn; sie erkannten den Kommerzialismus seiner Begeisterung und sie nahmen es ihm übel. Seitdem d'Annunzio mit Patriotismus Geschäftchen macht, seitdem das Volk durch seinen Patriotismus leiden muß, sind die Italiener vorsichtiger geworden und argwöhnisch.

Die Aufführungen von Leoncavallos Oper „Mameli“, die jetzt nacheinander in verschiedenen Städten Italiens stattfanden, gaben Anlaß zum Ausbruch des Meinungsstreits über das Werk und seinen Verfasser. Ueber eine Vorstellung im Teatro Massimo zu Pisa schrieb zum Beispiel der dortige Mitarbeiter des Giornale d'Italia einen Bericht, worin gesagt war, die Pisaner hätten gezeigt, daß sie „keinerlei Gefallen an dem zusammengestoppelten Musikwerk fanden, welches fortwährend auf die besten vaterländischen Empfindungen und auf die heiligsten Erinnerungen unserer Erhebungszeit spekuliert.“ Die Folge dieses freimütigen Urteils war, daß einige Mitglieder der Truppe, die auf den „Mameli“ reist, darunter die Sängerin Burzio, in das Arbeitszimmer des Pisaner Berichterstatters eindrangen und ihn mit Schmähungen und Drohungen überhäuften. Nach einem Bericht des Avanti währte der pöbelhafte Auftritt längere Zeit und zog eine Menge Neugieriger an. Auch der Meister Leoncavallo in höchsteigener Person kam herbeigeeilt und drohte mit Klagen wegen seiner beleidigten Ehre, bis die ganze Gesellschaft, Künstler, Kritiker und Tondichter, sich auf der Polizei zusammenfand. Der Berichterstatter des Giornale d'Italia hat gegen seine Widersacher Klage wegen Hausfriedens erhoben. Vielleicht gibt das dem Leoncavallo Stoff zu einer neuen veristischen Oper wie Pagliacci, seinem ersten und einzigen Erfolg.

Der gutmütige Russe.

Ein Märchen, an das schwer zu glauben ist.

Wohlmeinende Schwärmer verbreiten die alte Legende, wonach den Russen eine besondere Art von Gutmütigkeit zu eigen sei. Diese Legende ist wohl auf die unklare gefühlsselige Literatur eines Ljew Tolstoi zurückzuführen.

Wer wirklich von Gutmütigkeit der Russen spricht, der sollte einmal den amtlichen Bericht über die Verwüstungen in Ostpreußen durchlesen. Gutmütig? Die Gutmütigkeit der Bestie. Der russische Bauer hat den Charakter eines Kindes, daß je nach Laune gutmütig ist oder grausam. Wie sich der Charakter des Russen gestaltet, wenn er zum Bourgeois wird, darüber schreibt ein Mitarbeiter des „Djen“:

„.... Warum gibt es bei uns so viele innere Feinde? Ich meine weder die Linken noch die Rechten, weder die Revolutionäre noch die Bündler vom Schwarzen Hundert. Ich rede von allen zusammen, vom ganzen Volke. Der Mensch ist dem Menschen — ein Feind. Ein grimmer, unversöhnlicher Feind.

Geh auf den Newskij Prospekt und sieh den Vorübergehenden gut ins Gesicht, dann wirst du in jedem dasselbe lesen: Versuch mal, mich anzurühren!

Auf der Straßenbahn gibt es zwei Feinde: den Passagier und den Schaffner. Der Schaffner denkt voller Wut, wenn er auf den Passagier sieht: Du gemeiner Kerl, da fährst du auf der Straßenbahn. Gut! Ich werde dir schon zeigen, was das heißt, auf der Straßenbahn zu fahren! — Und aus allen Kräften bemüht er sich, das Dasein des Passagiers zu vergiften. Dieser aber bleibt ihm nichts schuldig. Wenn der Passagier den Schaffner nur erblickt, so gerät er schon in Wut. — Dieser Schaffner, — murrt er zähneknirschend, — der denkt, er ist ein Vorgesetzter. Ich werde dir schon zeigen, was du für ein Vorgesetzter bist! — Und seine ganzen Geisteskräfte strengt er nunmehr an, um dem Schaffner das Leben zu verbittern und ihm damit zu beweisen, daß er eben ein Schaffner und nicht ein Vorgesetzter ist.

Sehr viele Leute werden bei uns von Autos überfahren. Ich vermute, daß die Hauptursache auch hier der Nächstenhaß ist. Den Chauffeur erfüllen bösartige Gedanken, wenn er nur einen Menschen sieht, der über die Straße geht. — Zu Fuß gehst du, du Lump! — denkt er voller Verachtung und Wut. — Ich werde dir's schon zeigen. Gleich trägt man dich nach Hause... — Der Chauffeur fährt schneller, der Anfang ist getan. — Das Vieh da auf dem Auto rast dahin, — denkt der Mensch, der über die Straße geht. — Der denkt natürlich, er sei eine wichtige Persönlichkeit! Ich spucke auf deine ganze wichtige Persönlichkeit! Wir wollen doch mal sehen, ob du mich zu überfahren wagst. — Er geht langsamer. Die Katastrophe wird unvermeidlich.

Im Theater sind sich Künstler und Publikum Feinde. Der Künstler hält das Publikum für einen Trottel, ein Nichts, einen Sack voll Geld. Das Publikum hält den Künstler für ein Spielzeug, einen Lumpen, Trunkenbold und für einen Sack ohne Geld.

Der Schriftsteller ist der geheime Feind des Lesers, der „Menge“. Die Menge aber ist der Feind des Schriftstellers.

Der Mensch ist bei uns dem Menschen ein geschworener Feind. Warum aber, warum haßt man sich bei uns so unerbittlich, so grundlos?“

Wir sind zu wenig in die russischen Verhältnisse eingeweiht, um dem „Djen“ Antwort geben zu können. Jedenfalls haben Menschen, deren ganzer Gedankengang sich auf Haß aufbaut, nichts von der Gutmütigkeit des Kindes.

Nach den Fähigkeiten.

Warum der Boxer nicht Schreiber werden konnte.

Monsieur Duprez — das „Monsieur“ weist darauf hin, daß es sich um einen Franzosen handelt, und das „Duprez“ hat weiter garkeine Bedeutung, weil das im Französischen ungefähr dasselbe ist, wie Meier oder Schulze im Deutschen.

Immerhin, Monsieur Duprez war Journalist, ein Mann der Feder, aber als guter Patriot wollte er sich als Mann des Schwertes betätigen: er trat in die Armee ein.

Monsieur Duprez hat Karriere gemacht — nicht gerade militärische Karriere, aber doch seinen Fähigkeiten entsprechend zum Besten der Armee. Er war nämlich kaum eingerückt, als der Feldwebel die Leute der Kompagnie antreten ließ.

„Alle Leute, die im Zivilverhältnisse einen freien Beruf ausüben — vortreten,“ kommandierte der Feldwebel.

Monsieur Duprez trat vor: einen freieren Beruf als den Journalismus gibt es kaum — als Reporter sagt man: „Ich bin so frei!“ und der Interviewte sorgt eiftig dafür, daß sich der Zeitungsmann bald im Freien befindet.

Er besichtigte die Pfoten und Pfötchen, er war mit dem Befunde augenscheinlich zufrieden, denn alle Leute von den freien Berufen wurden geeignet und tauglich befunden, dem Vaterlande zu dienen — als Masseure. Das Vaterland brauchte Masseure, brauchte diese „kretischen“ Herren sehr dringend für die als geheilt an die Front zurückgekehrten Verwundeten, die noch in Nachbehandlung genommen wurden.

Monsieur Duprez bewährte sich; die Kraft seiner Arme machte sich dermaßen bemerkbar, daß sie ihn den „Boxer“ nannten.

Eines Tages wurde Duprez der Boxer zum General befohlen.

„Mein Prinzip ist, jeden Mann nach seiner Fertigkeit zu verwenden — Sie werden mir eine Turnanstalt einrichten.“

„Eine Turnanstalt, Herr General?“

„Eine Turnanstalt.“

„Herr General verzeihen, wie komme gerade ich zu der Ehre ...“

„Ehre oder keine Ehre, Monsieur — Sie richten die Turnanstalt ein. Keine Widerrede, wenn ich bitten darf. Sie sind Boxer, somit schlägt die Turnanstalt in Ihr Fach. Damit basta — Weggetreten!“

Monsieur Duprez konnte nicht ein Wörtlein sagen; er machte die Turnanstalt auf, die nicht besser und nicht schlechter war als so und soviele andere Turnanstalten.

Da kam eines Tages ein Turninspektor, der alle Anstalten nebst den zugehörigen Lehrern einer Besichtigung unterwarf. Die Herren Lehrer erschienen in „undreß“ Uniform .... Badehosen und männliche Schönheit. Duprez sah wirklich nicht danach aus — ganz im Gegenteil.

Der Inspektor besah den Mann von Kopf bis Fuß, schüttelte das Haupt und sagte:

„Sie kommen mir so gänzlich unbekannt vor .... wo waren Sie eigentlich Boxer?“

„Nirgends,“ sagte Monsieur Duprez und klärte das Mißverständnis auf, worauf er als Masseur in's Lazarett zurückgesandt wurde.

Bald darauf wurde von der Brigade ein Mann für schriftliche Arbeiten gesucht und Monsieur Duprez meldete sich beim General.

„Sie — sagte der General — Sie? Nein, das geht wirklich nicht. Jeder nach seinen Fähigkeiten. Sie, der Boxer, haben ohnehin schon als Masseur eine sehr bequeme und angenehme Stellung. Nun möchten Sie gar noch in die Schreiberei?! Das geht nicht! Dazu fehlt Ihnen jedes Talent .... bleiben Sie man ruhig bei der Massage.“

Der pünktliche Schuß.

Die Kanone, die die Mittagszeit ankündigt.

In einem Militärposten in Aegypten zeigt nach altem Brauch alltäglich ein Kanonenschuß die Mittagsstunde an.

Ein junger Offizier, der sich mit dem schönen Eifer des Neulings um alle Dinge kümmerte, fragte eines Tages den Artilleristen vom Dienst:

„Sie feuern auf die Minute, wenn es zwölf Uhr ist?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Ja, wie wissen Sie aber die genaue Zeit? Woher wissen Sie, daß es punkt zwölf ist?“

„Herr Leutnant, ich sehe auf meine Uhr.“

„Ah, auf Ihre Uhr! Und Ihre Uhr geht wirklich ganz richtig?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Wunderbar — einfach wunderbar. Aber wie sind Sie Ihrer Uhr sicher?“

„Ich lasse sie alle Monate bei dem Uhrmacher im nächsten Ort genau stellen. Der ist ein Schweizer, ein tüchtiger Mensch und wohnt schon seit Jahren hier.“

Nach einigen Tagen kam der Offizier gerade um die Mittagsstunde bei dem genannten Uhrmacher vorbei. Er sieht, wie der Mann an der Türe seines Hauses steht und augenscheinlich auf etwas wartet.

Der Offizier grüßt ihn und fragt:

„Haben Sie eigentlich in diesem kleinen Neste etwas zu tun?“

„Nicht allzuviel — es langt knapp zum Leben. Ich habe mehr freie Zeit als Arbeit, deshalb kann ich getrost hier stehen und werden ....“

„Warten? Worauf denn?“

„Nun auf den Schuß am Mittag.“

„Auf den Kanonenschuß?“

„Gewiß — danach stelle ich doch hier alle Uhren; sogar die Uhren der Soldaten Ihrer Kompagnie, obwohl die das ganz bequem selbst besorgen könnten.“

Die Fremdwörter.

Allerhand Sprachdummheiten, die wir vermeiden sollen.

Professor Dr. Gustav Wustmann war einer der bekanntesten Kämpfer auf dem Gebiete der deutschen Sprachreinigung. Wustmann hieß er und war der Mann, der mit dem Sprachwust aufräumen wollte, mit den Sprachdummheiten. Der Krieg hat den Deutschen die Freude an ihrer geliebten schönen Sprache gestärkt; sie sind bestrebt, das Fremde und Ueberflüssige auszujäter — gehen in diesem Bestreben gelegentlich zu weit und ersetzen längst als deutsch anerkannte Fremdworte mit neuen deutschen Worten, die aber wie Fremdworte wirken, weil kein Mensch sie versteht.

Dr. Wustmann teilte in seinem Buche über die Sprachdummheiten die Deutschen in drei Klassen ein: die unterste Klasse gebraucht die Fremdwörter falsch; die mittlere gebraucht sie richtig; die oberste gebraucht sie — gar nicht.

Die ersten gebrauchen Fremdwörter, ohne zu wissen, daß es solche sind; die zweiten, und das sind die gefährlichsten Leute, gebrauchen sie aus Wichtigtuerei, und die dritten, das sind die Leute, die höchste und vornehmste Bildung zeigen, sie wissen mit dem Deutschen so gut umzugehen, daß sie fremde Flicken und Lappen entbehren.

Wohin die Unkenntnis der Fremdwörter und ihr gedankenloses Nachäffen führt, zeigt, um ein Beispiel anzuführen, die besonders im kaufmännischen Leben so oft verkehrte Anwendung des Wortes „Postkolli“. Man kann getrost jede Wette eingehen, daß von hundert Kaufleuten neunzig in ihren Geschäftsbriefen schreiben: „Ich sandte Ihnen in einem Postkolli zur Probe ...“ Nun ist das Wort „Kolli“ die Mehrzahl von „Kollo“, das aus dem Italienischen stammt und Paket heißt ... Aber der Lehrling hat's von seinem Vorgesetzten, und der ist maßgebend und hat's selbst als Lehrling so gelernt, und so pflanzt sich der Unsinn fort. Glücklicherweise geben sich Behörden und große kaufmännische Betriebe, die kraft ihres Ansehens doch besonders dazu berufen sind, in den weitesten Kreisen vorbildlich zu wirken, jetzt mehr als früher Mühe, von dem alten Schlendrian des Fremdwörterunfugs loszukommen. Manche zeigen darin einen anerkennenswerten Eifer. So gibt es eine bekannte Likörfirma in Berlin, die zu denen gehört, die, ohne an schädlichem Uebereifer zu leiden, noch einen Schritt weiter gehen. Kommt man durch die Geschäftsräume der Firma, so findet man an der Tür zur Einkaufsabteilung ein Schild in deutschen, nicht in lateinischen Buchstaben mit der Bezeichnung „Angebote“ statt „Offerten“, an Stelle der „Registratur“ gibt es eine „Schriftei“, an Stelle der „Bibliothek“ eine „Bücherei“, an Stelle der „Kartothek“ eine „Kartei“, ferner eine „Versandabteilung Land“ statt „Provinz-Expedition“ eine Abteilung für die „Zweiggeschäfte“ an Stelle von „Filialen“ usw. Diese Verdeutschungen werden den vielen Behörden und Firmen, die noch immer im alten Fahrwasser schwimmen, ein Ansporn zur Nachahmung sein. Ob aber die durch den Brauch längst eingebürgerten Fremdworte nicht ruhig in ihren Rechten belassen werden sollten? Ob es nicht unnützer Kampf ist, die Ausrottung der heimisch gewordenen Fremdwörter durchzuführen?

Fortsetzung folgt.

Lee Greenspoon und der Schluß der „silbernen Schüssel“.

Gut Schabbes, Herr Redakteurleben!

Aber ä Szimche (Freude) hat mer's doch gemacht. Wie ich letzte Woch hab geschrieben die Meiße von der silbernen Schüssel, hab ich mer gedacht: Neugierig bin ich aber doch, wieviel von de Leser werden mer schicken dem Schluß von der